

Themenheft von Hochparterre, März 2018

Die Kraft des Ensembles

Der Umbau des «Hirschen» in Oberstammheim macht die Bau- und die Familiengeschichte des Gastbetriebs im Zürcher Weinland sichtbar. Architektur, Denkmalschutz und neue Nutzungen bedingen sich.

**HOCH
PART
ERRE**



Wer in einem der drei historischen Zimmer im «Hirschen» nächtigt, macht auch eine Reise in die Hochblüte des Zürcher Bürgertums.

Inhalt

- 4 Häuser liebhaben**
Der Gasthof prägt das Ensemble, doch was tun mit den fünf weiteren Gebäuden? Bauherr und Architekt entschieden sich fürs Weiterbauen.
- 10 Altes Geld und neuer Geist**
Denkmalpflege und Ortsbildschutz können sich auch finanziell lohnen. Die unternehmerische Erneuerung eines Ensembles.
- 14 «Es brauchte vor dem Umbau ein Gesamtkonzept»**
Warum kann es sich lohnen, ein Haus unter Schutz zu stellen? Ein Gespräch mit vier Experten.
- 18 Eine Haus- und Familiengeschichte**
Die Familie Wehrli hat Stammheim als Amtmänner, Richter, Landschreiber, Vögte und Müller geprägt.
- 20 «Da, was git»**
Der Grundsatz, mit Produzenten aus der Nähe zusammenzuarbeiten, bestimmt das Angebot von Wirt Mirco Schumacher.
- 26 «Hirschen» und Menschen**
Was den Gemeindepräsidenten, die Gastgeber, einen Stammgast und den Theaterleiter mit dem Gastbetrieb verbindet.

Editorial

Erhalten, pflegen, weiterentwickeln

Die Europäische Union hat 2018 zum Jahr des Kulturerbes ausgerufen. Kulturerbe nehmen wir von klein auf oft unbewusst etwa über Traditionen, Kunst, Gebäude, Landschaften, Musik, Essen oder Handwerk auf. Es muss allerdings aktiv erhalten, gepflegt und weiterentwickelt werden, denn oft wird es erst wahrgenommen, wenn es für immer verschwunden ist. Der Umbau des «Hirschen»-Ensembles in Oberstammheim im Kanton Zürich, dem dieses Heft gewidmet ist, zeigt den beispielhaften Umgang mit einem privaten Baukulturerbe. Die sechs denkmalgeschützten Gebäude, die das historische Ensemble bilden und die nationale Bedeutung im Schweizer Ortsbildschutzinventar ISOS geniessen, wurden über mehr als 300 Jahre erhalten, gepflegt und nun in einen zeitgemässen Gastbetrieb weiterentwickelt. Das Haupthaus, ein prächtiger Riegelbau, wurde 1684 von Johannes Wehrli-Etzwiler erbaut. Nun haben seine Nachkommen das seit der Erstellung um fünf Bauten gewachsene Ensemble um- und ausgebaut.

Nicht Neubau war ihr Thema, sondern sanftes Weiterbauen. Das Resultat: Der Umbau und die Sanierung zeigen beispielhaft das Zusammenspiel von Architektur und Denkmalpflege, orchestriert mit wirtschaftlichem Gespür und auch Mut zur Lücke. Das vorliegende Themenheft beleuchtet das «Hirschen»-Ensemble aus unterschiedlichen Perspektiven: Im Gespräch diskutieren Experten die Rolle historischer Ensembles im Hinterland des Kantons und betonen die Wichtigkeit eines Gesamtkonzepts vor Baubeginn. Der Text «Häuser liebhaben» erzählt entlang der drei grossen Prämissen der Bauherrschaft – kein fixes Raumprogramm, kein maximaler Ausbau, kein Neubau – die Geschichte des Umbaus nach. Der Text «Altes Geld und neuer Geist» erklärt, wie und warum sich Denkmalpflege und Ortsbildschutz auch finanziell lohnen können. Der historische Text zum Ensemble zeigt, wie nah Familien- und Baugeschichte zusammenkommen. Und schliesslich erzählt der Text «Da, was git» vom «Hirschen» als Haus, in dem Gastfreundschaft grossgeschrieben wird. Fotografiert hat das Ensemble und seine Innen- und Aussenräume die Zürcher Fotografin Désirée Good. Roderick Hönig

Impressum

Verlag Hochparterre AG Adressen Ausstellungsstrasse 25, CH-8005 Zürich, Telefon 044 444 28 88, www.hochparterre.ch, verlag@hochparterre.ch, redaktion@hochparterre.ch
Verleger und Chefredaktor Köbi Gantenbein Verlagsleiterin Susanne von Arx Konzept und Redaktion Roderick Hönig Fotografie Désirée Good, www.desireegood.ch,
und Marion Nitsch, www.nitsch.ch Art Direction Antje Reineck Layout Barbara Schrag Produktion Daniel Bernet, René Hornung Korrektorat Elisabeth Sele, Dominik Süess
Lithografie Team media, Gurtellen Druck Somedia Production, Chur
Herausgeber Hochparterre in Zusammenarbeit mit der Familie Fritz Wehrli-Schindler
Bestellen shop.hochparterre.ch, Fr. 15.–, € 10.–



Das «Hirschen»-Ensemble aus der Luft. Foto: Raini Sicher

Häuser liebhaben

Der Gasthof ist die Perle des Ensembles, doch dazu gehören fünf weitere Gebäude. Was tun mit ihnen? Was nicht? Bauherr und Architekt entschieden sich fürs Weiterbauen.

Text:
Ivo Bösch

Es ist die Geschichte zweier Häuser-Liebhaber, die sich gefunden haben. Max Dell'Ava hatte sich nach seinem Architekturstudium 1990 fast nur mit Umbauten beschäftigt, seit 1997 in Partnerschaft mit Pierre-Yves Rünzi unter dem Namen d/a/x Atelier für Architektur. Und Bauherr Fritz Wehrli, der in den 1980er-Jahren mit dem Architekten Pierre Zoelly die Mühle Tiefenbrunnen in Zürich umgebaut hatte und aktives Mitglied bei Domus Antiqua Helvetica ist, der Vereinigung der Eigentümer historischer Wohnbauten, übergab seine Unternehmen den Söhnen und fand damit Zeit, «reinen Tisch» zu machen, wie er sagt, um das «Hirschen»-Ensemble in einem akzeptablen Zustand der nächsten Generation zu übergeben. Während zweier Jahre trafen sich die zwei mindestens einmal pro Woche in Oberstammheim. Der Unterhalt, das gibt der Eigentümer gerne zu, war etwas «hinter der Zeit». Er musste handeln. Einen Architekturwettbewerb wollte er nicht durchführen. Lieber sollte der Architekt ein Gesellenstück fertigen. Die Familie Wehrli beauftragte ihn, eine kleine, private Sommerküche in einem ehemaligen Stallanbau einzurichten. Dell'Ava legte sich so ins Zeug, dass die Familie damit mehr als zufrieden war. Nun durfte sich der Architekt dem ganzen Ensemble widmen.

Räume sind, wie sie waren

Am Anfang gab es kein Raumprogramm – das war die grosse Chance und die erste gute Tat. Denn zu viele historische Gebäude wurden in den letzten Jahrzehnten zerstört, weil ungeeignete oder zu grosse Nutzungen darin Platz finden mussten. Bauherr Wehrli war dagegen bereit, sich auf seine sechs Gebäude in Stammheim einzulassen. Und plötzlich bekam er Freiheiten statt Sachzwänge. Es war zwar klar, dass man den Gasthof irgendwie erweitern wollte, doch war zum Beispiel die Anzahl der Gästezimmer nicht vorgegeben. Auch Architekt Dell'Ava entwarf eisern nach dem Grundsatz «nur, was die Häuser hergeben».

An einen Neubau haben sie keinen Gedanken verloren. Vielleicht wäre er aus betrieblichen Gründen besser gewesen, vielleicht hätte er weniger gekostet als alle Umbauten zusammen. Aber warum neu, wenn genug Häuser dastehen, mit denen man etwas anzufangen wusste? Nicht einmal einen Anbau brauchte das Ensemble, trotz Verdoppelung des geheizten Volumens.

Erst nachdem der Architekt die Häuser genau untersucht hatte, wurde es konkret. Die Ausbauten sind ein Resultat aus Bedürfnissen des Gastbetriebs, finanziellen Möglichkeiten, baulichen Vorgaben und der Liebhaberei des Besitzers. Wieso sonst einen neuen Pferdestall für Gäste oder die «Hirschenbühne» auf einem Heuboden einrichten? Am Ende greift ein Rad ins andere. So ist etwa der neue Kulturraum sowohl «Hirschenbühne» als auch Bankettraum. Der neue Raum im ehemaligen Stall war zu Beginn der Planung fürs Frühstück gedacht, heute dient er auch als Foyer und sogar als Seminarraum. Die Nutzungen befruchten sich gegenseitig – ein unternehmerischer Trick, der zum baulichen Bestand passt.

Frei lassen war die zweite gute Tat

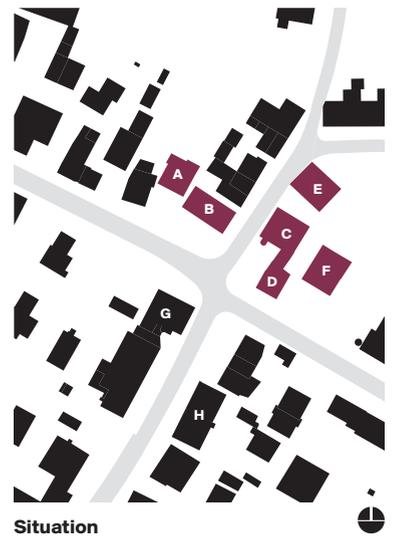
Nicht jeder Raum, nicht jedes freie Volumen muss ausgebaut sein. Das ist ein Fehler, der häufig während der Renovation von historischen Häusern begangen wird. In Oberstammheim liess man die Trotte Trotte sein. Um dieses Haus, so die erklärte Absicht von Fritz Wehrli, soll sich die nächste Generation kümmern. Gut so, denn man weiss nicht, was der «Hirschen» in Zukunft noch benötigen wird. Nebenbei trägt der Originalzustand zur besonderen Atmosphäre rundum bei: echte Patina statt zu Tode renovierte Fassaden. Auch die Scheune und der Stall sind nur teilweise ausgebaut, was aber nicht heisst, dass die unbeheizten Räume nicht als Lager genutzt werden. Es ist einfach aufgeräumter als früher. Alle gefundenen und nicht mehr gebrauchten Bauteile, wie alte Türen, sind sauberlich sortiert. Auch wenn klar ist, dass ein Totalausbau der riesigen Scheune die finanziellen Möglichkeiten gesprengt hätte, entschied sich Wehrli bewusst und aus langfristigen Überlegungen, nicht alles auszubauen. →



Situationsplan und Grundriss 1. Obergeschoss.



Situationsplan und Grundriss Erdgeschoss.



- Situation**
- A Haus Wyttenbach
 - B Scheune
 - C «Hirschen»
 - D Haus Graf
 - E Trotte
 - F Stall
 - G ehemaliges Amtshaus
 - H Landschreiberei

Renovation «Hirschen»-Ensemble, 2017

Steigstrasse 4,
Oberstammheim ZH
Bauherrschaft:
Fritz Wehrli, Zürich
Architektur / Bauleitung:
d/a/x Atelier für
Architektur, Zürich
Auftragsart: Direktauftrag
Bauingenieure: Kifa,
Aadorf; SJB Kempter Fitze,
Frauenfeld
Elektroingenieure:
Elektro Stammertal,
Oberstammheim
HLK und Sanitär: Novus
Engineering, Frauenfeld
Bauphysik und Akustik:
BWS, Winterthur
Beratung Baumeister-
arbeiten: Walter Messmer,
Wilten bei Neunforn
Baukosten: Fr. 5 Mio.

- 1 neue Gästezimmer
- 2 Personalgarderobe
- 3 historische Gästezimmer
- 4 Wehrlistube
- 5 Bibliothek
- 6 Hirschenbühne
- 7 Seminarraum
- 8 Küche
- 9 Wyttenbachstube
- 10 Wäscherei
- 11 Pferdeboxen
- 12 Heizung
- 13 Pelletlager
- 14 Gaststube
- 15 Hirschenstube
- 16 Jägerstübli
- 17 Küche
- 18 Frühstücksraum, Foyer, Seminar- oder Bankettraum



Drei neue Hotelzimmer liegen im Obergeschoss des Hauses Wyttenbach. Das Flechtwerk im gemeinsamen Treppenhaus stammt aus der Bauzeit des Hauses (1557).



Vom Heuboden zur «Hirschenbühne»: Eine neue Glasfassade hinter der Riegelkonstruktion macht den Theater- und Bankettsaal winterfest, unbehandelte Grobspanplatten an Wand und Decke sorgen für gute Akustik.

→ Die dritte gute Tat war das Weiterbauen. Die Kontrastarchitektur der letzten Jahre ist passé. Die Architektinnen und Architekten von heute haben erkannt, dass man nicht jedes neue Bauteil in einem historischen Haus sofort erkennen muss. Die an sich löbliche Absicht, das Alte zu schützen, indem man das Neue davon absetzt und es nicht billig imitiert, hat in der Vergangenheit leider auch zu absurden Entwürfen geführt. Weiterbauen heisst aber gleichzeitig nicht, das Neue zu verstecken. Es ist nur nicht mehr so offensichtlich zu erkennen. Zugunsten eines gesamtheitlichen Raumeindrucks ist Weiterbauen selbstverständlicher geworden. Im ehemaligen Pferdestall traute man sich, eine Wand mit kleinen Backsteinen aufzumauern. Sie sieht auf den ersten Blick aus, als stamme sie aus dem 19. Jahrhundert. Wer genau hinschaut, merkt aber, dass sie neu gebaut ist. Architekt Dell'Ava suchte eher das Ergänzende als das Gegensätzliche.

Ein stimmiger Flickenteppich

Etwas anders war das Vorgehen bei Bauteilen, die es vor den Umbauten nicht gab. Da suchte das Team – alle Entscheidungen seien zusammen mit der Bauherrschaft entwickelt und gefällt worden, beteuert der Architekt – nach einem neuen Zugang. Die komplette Verkleidung der «Hirschenbühne» besteht aus sichtbaren Grobspanplatten, industriellen Bauplatten. Ein konventioneller Schreiner Ausbau wäre vielleicht naheliegender gewesen. Doch sie entschieden sich für einen neuen Weg. Oder es finden sich gemalte Dreiecksmuster auf dem neu gegossenen Zementbelag im ehemaligen Stall. Sie sind ein Beispiel einer kostengünstigen Veredelung einfacher Materialien, wie wir sie heute im ganzen Ensemble finden. Einfach heisst nicht immer billig. Der Architekt mag Massivholz, und die Eichentüren und -fenster lassen einen staunen. Und die Fenster! Wir haben es mit zwei selbst erklärten Fensterfaktikern zu tun, die keinen Aufwand gescheut haben.

Die Strategie hat in den sechs Gebäuden zu unterschiedlichen Lösungen geführt. Es macht eben doch einen grossen Unterschied, ob man im historischen Gasthaus Hirschen eine neue Gastküche einbauen und um jeden Zentimeter kämpfen muss, oder ob man im baufälligen Haus Wytttenbach – einem einfachen Bauernhaus – ein Quasi-Hotel einrichtet, das alle Brandschutzvorschriften erfüllt und gleichzeitig die aussergewöhnliche Flechtwerk wand zeigt. Oder ob man im Stall die Holzkonstruktion flicken muss oder ein Täfer demontiert, die Wand isoliert und es wieder montiert, wie im Haus Wytttenbach.

Pragmatisch und Verzicht auf die grosse Geste

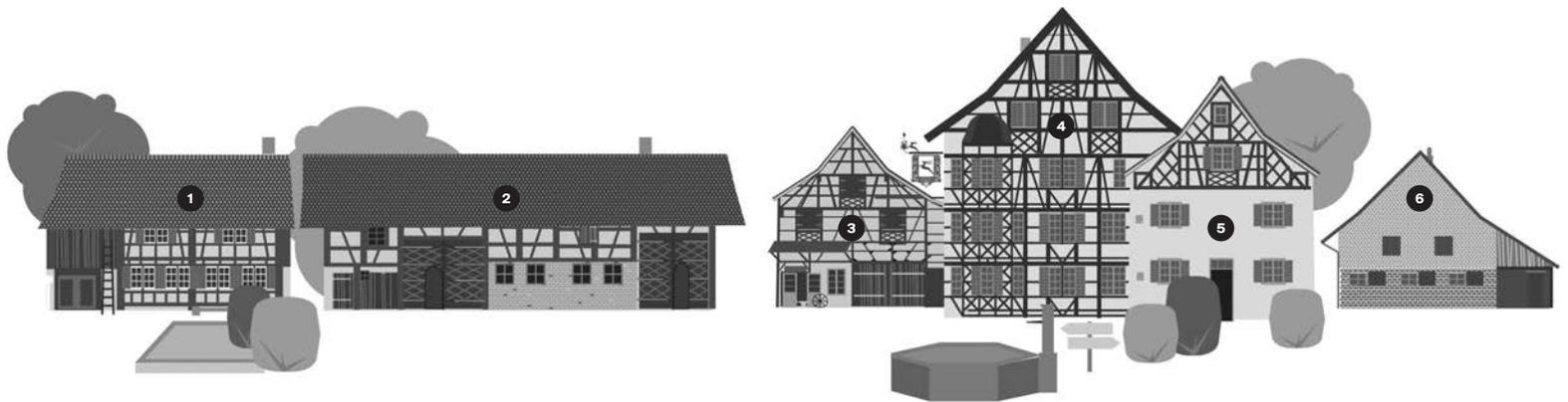
Wer sich also auf die verschiedenen Häuser einlässt und an ihnen weiterbauen will, landet bei einer – im positiven Sinn gemeinten – pragmatischen Architektur. Wir sehen keine grosse architektonische Geste. Kein übergeordnetes Gestaltungskonzept behandelt den ausgebauten Stall gleich wie die Scheune. Das ist kein Ort für Architekturtouristen. Umso interessanter ist es zu entdecken, warum nun dieses oder jenes Bauteil so aussieht, wie es aussieht. Denn jedes hat eine eigene Geschichte.

Bleibt die Frage nach dem Ensemble. Gestalterisch haben das Haus Wytttenbach, die Scheune, der «Hirschen», die Trotte, das Haus Graf und der Stall wenig gemeinsam. Sie stammen aus verschiedenen Zeiten, haben verschiedene Funktionen und sind auch verschieden oder gar nicht renoviert. Auch der Aussenraum versucht erst gar nicht, alles zu verbinden: hier ein einfacher Kiesplatz als Parkplatz vor der Scheune, dort ein Bauerngarten; vorne so etwas wie ein Dorfplatz, hinten die Stimmung eines Obstgartens. Auf den ersten Blick ist auch nicht zu erkennen, was zusammengehört, muss es aber auch nicht. Betrieblich bilden die Häuser ein Ensemble. Im Zentrum steht der Gast, und alle Häuser tragen dazu bei, dass er sich wohl fühlt. Es herrscht dörfliche Atmosphäre. ●



Nur die neuen Fenster deuten den Ausbau an:
Hinter der Ziegel-Stirnfassade des Stalls aus dem Jahr
1760 liegt ein neuer Foyer- und Frühstücksraum
im Erdgeschoss, der ehemalige Heuboden darüber
ist Bankettsaal und Bühne geworden.





1 Haus Wyttenbach (1557)

- Gesamtrenovation
- Einbau von Gästezimmern mit einem Seminar- und Aufenthaltsraum, Stube, Küche
- Ausbau und Gestaltung Bauerngarten

2 Scheune (1685)

- Einbau Wäscherei
- Einbau Personalgarderobe
- Lager
- zentrale Pelletheizung
- Pferdestall für Gäste
- Kiesparkplatz

3 Trotte mit Schmitte (1686)

- Fassadenreparatur

4 «Hirschen» (1684)

- Fassadenrenovation
- neue Gastküche im Untergeschoss
- Tageslager

5 Haus Graf (1777)

- Teilrenovation Holzfassade

6 Stall (1760)

- Ausbau des Heubodens zum Bankettsaal und zur «Hirschenbühne»
- Einbau hindernisfreier Toiletten im Erdgeschoss
- Foyer und Bankett- / Frühstücksraum im Erdgeschoss

Altes Geld und neuer Geist

Denkmalpflege und Ortsbildschutz können sich auch finanziell lohnen. Die unternehmerische Erneuerung des Ensembles in Oberstammheim zeigt, wie es geht.

Text:
Palle Petersen

Reben und Wiesen bedecken den Fuss des Stammerbergs im Zürcher Weinland. Vorgelagert, auf dem kleinen Hügelrücken «Chilebückli», liegt die karolingische Galluskapelle und blickt auf die fruchtbare Ebene des Stammertals und den historischen Kern Oberstammheims. Wegen gut erhaltener bäuerlicher Bausubstanz und qualitätvollen Fachwerkbauten attestiert das Schweizer Ortsbildschutzinventar ISOS dem Dorf nationale Bedeutung.

«Das Weinland ist intakt», schwärmt «Hirschen»-Patron Fritz Wehrli und erzählt von Kindheitserinnerungen in «Stamme», vom Spielen und Reiten in der Umgebung, von Familienstolz. Über zehn Generationen prägten die Wehrli den Ort als Vögte und Landschaftsreiter. In den 1680er-Jahren bauten sie das Kernensemble mit dem «Hirschen», der Scheune und der Trotte. Achtzig Jahre später kam eine weitere Scheune und 1777 das Haus Graf als letzter Baustein dazu. Zwei wichtige Änderungen für das heutige Ensemble geschahen zwischen 1786 und 1941, als der «Hirschen» nicht im Familienbesitz war: Die Residenz wurde zum Gasthof und das Haus Wyttenbach, ein einfaches Bauernhaus aus dem 16. Jahrhundert, kam hinzu.

Historisches Hotel

Wehrli ist Unternehmer durch und durch. Erfolgreich führte er ein Mühlen- und Backwarenunternehmen und transformierte vor über dreissig Jahren die Mühle Tiefbrunnen am Zürcher Stadtrand zu einem durchmisch-

genutzten Areal. Vor einigen Jahren übergab er seinen Söhnen die Geschäfte und behielt nur das «Hirschen»-Ensemble, das er seit den 1970er-Jahren nebenbei führte.

Am achteckigen Barockbrunnen an der Strassenkreuzung vor dem «Hirschen» kommt er zur Sache: «Beim integralen Ortsbildschutz hat die Schweiz in den letzten Jahrzehnten viel gesündigt», sagt Wehrli, «dabei ist dieser mindestens so wichtig wie der Denkmalschutz einzelner Objekte.» Hier spricht ein Bürgerlicher alter Schule. Aus Überzeugung positionierte er den «Hirschen» schon länger als historischen Gasthof. 2014 prämierte der internationale Rat für Denkmäler und historische Stätten, ICOMOS, den Gasthof als «Historisches Hotel des Jahres». «Schlagartig stieg der Umsatz um 25 Prozent», sagt Wehrli und spricht über Denkmalschutz als Alleinstellungsmerkmal. Man müsse angesichts der dreimal günstigeren Hotelzimmer im nahen Süddeutschland etwas Besonderes bieten.

Reif für den Grossumbau

Ungeachtet der Auszeichnung gab es betriebliche Probleme: Während der «Hirschen» selbst stets gehegt wurde, waren die Nebenbauten teils vernachlässigt. Sechs Hotelzimmer waren betriebswirtschaftlich zu wenig. Ausserdem kamen sich Restaurantbetrieb und grössere Gesellschaften in die Quere, etwa wenn Hochzeitspaare aus der Galluskirche zum Essen kamen. Die Zeit war reif für einen Grossumbau.

«Architekturhistorisch zählt der «Hirschen» zu den Perlen des Stammertals», sagt Roland Böhmer von der kantonalen Denkmalpflege, «ein prachtvolles Beispiel des regionalen Barocks und einer der schönsten Riegelbauten →



Historisches Zimmer im Haupthaus mit Himmelbett:
2014 zeichnete der internationale Rat für Denk-
mäler und historische Stätten den «Hirschen» als
«historisches Hotel des Jahres» aus.



Wer im «Hirschen» übernachtet, kann auch ein neues Zimmer mit zeitgenössischem Mobiliar wählen: im Haus Wyttenbach.

Denkmalschutz

Die Bundesinstitutionen nehmen unter anderem Stellung zu wichtigen Fragen des Denkmalschutzes und führen eigene Inventare, die zu Beiträgen aus Bundestöpfen berechtigen. Grundsätzlich aber ist Denkmalpflege Sache der Kantone. Die kantonalen Fachstellen haben sehr unterschiedliche Gesetzesgrundlagen, Ressourcen und Inventare. Sind Bauwerke geschützt, verpflichtet dies die Eigentümer zum Erhalt und beim Umbau zum sorgfältigen Umgang mit der Bausubstanz. Als Ausgleich erhalten sie einen Beitrag an die Kosten für den Erhalt bedeutender Bauteile, nicht aber an Anpassungen an neue Nutzungen. Der gleiche Mechanismus gilt auch auf Ebene der Gemeinden.

Ortsbildschutz

Das Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) entstand 1973. Seither hat das Bundesamt für Kultur knapp 6000 Gemeinden analysiert und gut 1200 davon als national bedeutend eingestuft. Darunter auch Ober- und Unterstammheim. Die systematischen, vor allem natur- und siedlungsstrukturellen Analysen waren lange bloss für die Bundesbehörden verbindlich. Seit dem Bundesgerichtsentscheid zu Rüti ZH im Jahr 2009 wird seine Bedeutung für Planungs- und Bauprozesse hitzig debattiert. Zusammenfassend lässt sich sagen: Das ISOS ist eine qualitative Analyse und eine Art Schutzvermutung. Das Inventar verlangt Redlichkeit im Umgang mit dem Bestand und beim Bauen in seiner Umgebung siehe «Identität pflegen», Themenheft von Hochparterre, August 2017.

Heimatschutz

Der Schweizerische Heimatschutz ist der zivilgesellschaftliche Partner der Denkmalpflege. Er besteht seit 1905 als Dachorganisation von 25 kantonalen Sektionen. Als privater Verein ist er in einigen Kantonen via Verbandsbeschwerderecht befugt, gegen Bauvorhaben Einsprache zu erheben. Während er sich früher vor allem für Denkmäler einsetzte – etwa Kirchen, Schlösser, Befestigungsanlagen und Repräsentationsbauten –, hat er sich seit der Professionalisierung und Verankerung der kantonalen Denkmalpflegefachstellen zu einem Anwalt der Baukultur gewandelt.

→ des Kantons». Böhmer zeigt auf die mit Rauten- und Kreuzmustern betonten Fensterbrüstungen und den 1730 ergänzten Rokokoerker mit kleinteilig-malerischem Fachwerk und Zwiebdach. Doch ihn interessiert nicht nur die Substanz, sondern die Geschichte dahinter. Die gewaltige Scheune, «ein Wahnsinnsbau» mit ursprünglich vier Stallteilen und zwei Tennen, war bis vor wenigen Jahren marode und beinahe einsturzgefährdet. Doch ohne sie kann man sich das Leben der Patrizier im 17. Jahrhundert hier kaum vorstellen.

Als Fritz Wehrli um 2013 die kantonale Denkmalpflege bat, das ganze Ensemble unter Schutz stellen zu lassen, rannte er offene Türen ein. «Manche Besitzer historischer Bauten sehen die Denkmalpflege als Verhinderer und Eingriff ins Privateigentum», schüttelt Wehrli den Kopf, «ich habe sie vielmehr als Partner und Berater erlebt.» Tatsächlich: Ist ein Gebäude geschützt, kann man nicht mehr beliebig damit umgehen. Man ist zum respektvollen Umgang verpflichtet, im Gegenzug beteiligt sich die Denkmalpflege am Substanzerhalt mit bis zu dreissig Prozent. Das betrifft vor allem die Gebäudestatik und die Fassaden, aber auch Öfen, Türrahmen, Bodenbeläge und dergleichen. In besonderen Fällen – etwa bei der mit Flechtwerk ausgefachten Riegelwand im Haus Wytttenbach – sind noch höhere Beiträge möglich. Doch alle betrieblichen Eingriffe – etwa die neue Gastküche im «Hirschen», Einbau und Ausstattung von Hotelzimmern und -bädern oder die neue Treppe im Haus Wytttenbach – werden nicht mitfinanziert. Im Gegenteil: Sie sind Zugeständnisse der Denkmalpflege, die damit eine neue Nutzung ermöglicht. Und Nutzung ist bekanntlich der beste Denkmalpfleger.

Geschickte Finanzierung

Die Baukosten betragen fünf Millionen Franken. Möglich war der Umbau nur dank geschickter Finanzierung: Weil sich viele Stiftungen im Bereich Denkmalpflege, Kulturgut und Ortsbilder nicht an privaten Vorhaben beteiligen dürfen, gründete Wehrli die «Stiftung Hirschen-Ensemble» als Finanzierungsstiftung unter dem Dach der steuerbefreiten «Fondation des Fondateurs». Von insge-

samt 38 angefragten Stiftungen zahlten nur wenige direkt, die meisten via die «Hirschen»-Stiftung. Dazu kamen mehr als 150 Gönner und die Pflicht, dass sich alle Beteiligten – Architekt, Fachplaner, Berater, Unternehmer, Handwerker – mit mindestens je einem Prozent ihrer Auftragssumme beteiligen müssen. So kamen 17 Prozent der Gesamtkosten von Privaten zusammen. Die öffentliche Hand steuerte insgesamt 20 Prozent bei. Nebst Beiträgen an den Denkmalschutz stellte der Kanton Zürich auch noch Gelder aus der Programmvereinbarung mit dem Bundesamt für Kultur zur Verfügung, das für Massnahmen des Ortsbildschutzes vorgesehen ist.

Der geschickteste Schachzug war die Gründung des unabhängigen Vereins «Hirschenbühne Stammheim». Den neuen Bankettsaal in der Scheune auch kulturell zu nutzen, steigert erstens die Auslastung. Zweitens liessen sich dadurch weitere Kreise potenzieller Unterstützer ansprechen, nämlich jene, die sich nicht für Kulturgutschutz einsetzen, sondern für lebendige Kultur. Dank der «Hirschenbühne» unterstützten verschiedene Kulturstiftungen und der Lotteriefonds den Umbau. Das Beste daran: Viele Gäste nehmen den Theaterteller vor der Vorstellung und das Weinglas danach. So geht «cross selling».

Vom Wehrli zum Fritz

«Kulturgutschutz und Kulturförderung müssen kein Mäzenatentum sein, sie können sich unternehmerisch lohnen», bilanziert der Bauherr. Freilich: Trotz breiter Unterstützung blieben rund 63 Prozent der Baukosten beim Bauherrn. Und was ist mit den laufenden Kosten? «Ein solcher Betrieb kann nie rentabel sein», sagt er, «allerdings ist unsere Wohnung im zweiten Obergeschoss ein schöner Realersatz.» Noch schöner sei aber, was das Projekt im Dorf bewirkt habe. 91 Prozent des Auftragsvolumens gingen an regionale Handwerksbetriebe, und die meisten Gäste der «Hirschenbühne» kommen aus dem Ort und der Nachbarschaft. «Mit dem Umbau des «Hirschen» bin ich endlich hier angekommen, daheim und als Gastgeber», sagt Wehrli, «und vor allem bin ich nun nicht mehr der Wehrli, der Patrizier aus Zürich, sondern der Fritz.» ●

«Es brauchte vor dem Umbau ein Gesamtkonzept»

Welche Rolle spielen geschützte Ortsbilder und Bauten in der Raumplanung? Und wieso kann es sich lohnen, ein Haus unter Schutz zu stellen? Vier Experten im Gespräch.

Interview:
Roderick Hönig

Fritz Wehrli, wieso haben Sie das Ensemble unter Schutz stellen lassen?

Fritz Wehrli: Im «Hirschen» ist die Geschichte meiner Familie gespeichert und ausserdem bin ich verliebt in die Häuser. Die freiwillige Unterschutzstellung soll helfen, die Häuser so zu bewahren, wie sie sind – für die nächste Generation, für meine beiden Söhne mit ihren Familien.

Wilhelm Natrup: Viele empfinden eine Inventarisierung oder eine Unterschutzstellung als Eingriff ins Eigentum. Tatsächlich beschränkt ein solcher Verwaltungsakt das Eigentum. Aber die Eigentümer bekommen im Gegenzug ja auch professionelle Beratung und finanzielle Unterstützung. Ein Besitzer muss die zusätzliche Last seines kantonalen Schutzobjektes nicht allein tragen.

Wie wichtig waren die Denkmalpflegebeiträge für Ihren Entscheid?

Fritz Wehrli: Die finanzielle Beteiligung und auch die professionelle Betreuung durch die Denkmalpflege waren eine Bedingung für meinen Entscheid. Ich musste früh Gewissheit über die Höhe der Beiträge haben, denn der Umbau fand bei laufendem Gastbetrieb statt. Die öffentliche Hand steuerte insgesamt 20 Prozent der Baukosten bei. Die grosse Herausforderung war die Finanzierung der Lücke zwischen meinen Eigenmitteln und den Beiträgen der Denkmalpflege. Denn Stiftungen, die sich für die Denkmalpflege engagieren, geben oft keine Beiträge an Private. Trotzdem ist es gelungen, rund ein Drittel der Kosten durch Private und durch die Denkmalpflege zu finanzieren – der «Hirschen» ist ein Public-Private-Partnership-Projekt, wie es im Buch steht.

Wünschen Sie sich, Beat Eberschweiler, mehr solche «Botschafter» der Denkmalpflege?

Beat Eberschweiler: (lacht) Ja und nein. Ja, weil Fritz Wehrli schon vor dem Bauprojekt mit uns Kontakt aufgenommen hat. Nein, weil er ein besonders hartnäckiger Bauherr in dem Sinne war, dass er ein unglaubliches Tempo anschlug.

Gäbe es viele solche Bauherren, wären wir wohl überfordert. Der «Hirschen» ist aber kein Einzelfall: Immer mehr Hausbesitzer kommen aus eigenem Antrieb und früh zu uns und suchen den Dialog mit der Denkmalpflege.

Ging es beim Dialog zwischen Denkmalpflege und Bauherrschaft mehr um inhaltliche oder mehr um formelle Fragen?

Beat Eberschweiler: Zum «Was» herrschte Konsens. Bauherr, Architekt und Denkmalpfleger waren fast immer einer Meinung. Klar, kam es zu Reibungen, aber nicht zu Konflikten. Beim «Wie» hätte es für Fritz Wehrli wohl lieber noch etwas schneller gehen können.

Oft heisst es, die Denkmalpflege beschränke das Eigentum und verkompliziere das Bauen.

Geniesst sie zu Unrecht einen schlechten Ruf?

Beat Eberschweiler: Ja, weil er auf Gerüchten basiert. Im direkten Kontakt kommt es nur in einem von hundert Fällen zu Konflikten, wo ich als Leiter der Denkmalpflege des Kantons Zürich moderierend eingreifen muss. Auflagen gibt es ja nicht nur bei Schutzobjekten. Wer heute einen Neubau erstellt, muss nicht weniger Auflagen erfüllen, als wenn er ein denkmalgeschütztes Objekt umbaut.

Die Denkmalpflege zahlt bis zu dreissig Prozent an den Substanzerhalt eines Schutzobjektes.

Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben?

Fritz Wehrli: Das ist genug zum Leben, aber nicht üppig. Beim «Hirschen» machen die Beiträge der Denkmalpflege, übers Gesamtprojekt gerechnet, 16 Prozent aus. Einen weiteren Beitrag an den Unterhalt der sechs Häuser leistet der Gastbetrieb. Es bleibt ein Defizit, das meine Familie trägt. Diese Summe verstehe ich vor allem als Verpflichtung gegenüber der Öffentlichkeit, aber auch als eine Art Eigenmietwert unserer Wohnung im «Hirschen». Aber klar ist: Auch meine beiden Söhne werden jährliche Rückstellungen machen müssen, um das Haus in Schuss zu halten. Der Mehrwert des «Hirschen» liegt nicht in einer Rendite, sondern im Gastbetrieb in einem historischen Ensemble.

Beat Eberschweiler: Die dreissig Prozent für kantonale und die zwanzig Prozent für regionale Objekte, die aus dem Lotteriefonds fliessen, sind für die meisten Fälle eine rea-



Wilhelm Natrup, Direktor des Amts für Raumplanung des Kantons Zürich: «Den «Hirschen» nicht nur als Objekt, sondern auch als Ensemble verstehen.» Fotos: Marion Nitsch



Beat Eberschweiler, oberster Denkmalpfleger des Kantons Zürich: «Kritische, offene, transparente und konstruktive Zusammenarbeit zwischen Behörden, Bauherr und Architekt.»



Fritz Wehrli, Bauherr: «Unternehmerisches Nutzungskonzept vor denkmalpflegerischer Umsetzung.»



Max Dell'Ava, Architekt: «Zum Team gehören auch die Unternehmer.»

listische Grösse. Trotzdem begrüssen wir private Initiativen, etwa die des Vereins Domus Antiqua Helvetica, der sich für Steuererleichterungen für Eigentümer einsetzt, die ihre Häuser gut in Schuss halten. Allerdings sind die Beiträge für den Unterhalt eines reich ausgestatteten Bürgerhauses, bei dem etwa die Stuckaturen erneuert werden müssen, oft zu klein. Doch es gibt einen Ermessensspielraum: In begründeten Einzelfällen gibt es auch höhere Beiträge.

Wilhelm Natrup: Das Problem liegt vielmehr bei der Einstufung in kantonale, regionale oder kommunale Schutzobjekte. Denn in der Regel gibt es für die kommunalen von der Gemeinde keine finanzielle Unterstützung. Sie machen aber den grössten Teil der Objekte aus.

Fritz Wehrli: Tatsächlich sind im Kern von Stammheim fast alle Gebäude inventarisiert, beitragsberechtigt ist allerdings nur ein Fünftel der Häuser. Die Folge ist, dass Eigentümer ihre Häuser nicht unterhalten oder verkaufen. Wenn wir nicht seit 45 Jahren, seit ich den «Hirschen» verwalte, jedes Jahr ins Haus investiert hätten, wäre das aktuelle Projekt wohl an den Kosten gescheitert.

Max Dell'Ava: Finanzielle Beiträge an solche Projekte erleichtern uns Architekten den Einbezug von denkmalpflegerisch qualifizierten Handwerkern. Diese ermöglichen in beträchtlichem Masse den Weiterbestand wertvoller Bausubstanz und sind so ein unverzichtbares Glied in der Kette des Kulturerbe-Erhalts. Ein grosser Teil der aktuellen Investitionen in den «Hirschen» fliesst allerdings in nicht beitragsberechtigten Arbeiten: Haustechnik, Isolation, Brandschutz sind grosse Posten, an die die Denkmalpflege keine Beiträge bezahlt.

Schauen wir kurz auf die anderen fünf Häuser: Wäre ein Ersatzneubau, etwa des Hauses Graf, nicht günstiger und effizienter gewesen als der Umbau?

Max Dell'Ava: Sicher ist nicht einfach grundsätzlich gut, was alt ist. Bauen im Bestand erfordert Sorgfalt in einer mehrschichtigen Analyse und deren Beurteilung, was Mehraufwand ist. Wenn man allerdings Neubau und Umbau gegeneinander aufrechnet, darf die räumliche, architektonische oder auch die Materialqualität der historischen Gebäude nicht vergessen gehen. Denn sie gehen verloren, wenn man neu baut. Ein Neubau muss den Verlust des Altbaus mindestens aufwiegen. Oder anders herum: Ein Hausbesitzer sollte sich der Seele seines Baudenkmals bewusst sein, bevor er die Entscheidung für einen Neubau trifft.

Beat Eberschweiler: Grundsätzlich sollten Bauherren und Architekten bei Schutzobjekten zuerst im Bestehenden denken und planen. Wenn sich beim Umbau eines Schutzobjekts zeigt, dass etwa nur der Abbruch wichtiger älterer Teile oder einer früheren Erweiterung den Erhalt des gesamten Objekts für die nächsten Generationen möglich macht und neue Qualitäten schafft, dann ist auch die Denkmalpflege sehr daran interessiert, gemeinsam eine gute Lösung zu finden.

Fritz Wehrli: Für mich war klar, dass wir nicht neu bauen. Weil wir nicht durften, aber auch, weil der Wind in der Gastronomie in den letzten Jahren gedreht hat. 2014 wurde der «Hirschen» zum «Historischen Hotel des Jahres» gekürt. Der Preis hat dem Gasthaus einen beachtlichen Umsatzschub gebracht und mich gleichzeitig in meiner Haltung bestärkt, dass das Historische seinen Wert hat und zum Umsatz beiträgt.

Welchen Einfluss hat die Nutzung bei der Sanierung eines Schutzobjektes?

Fritz Wehrli: Einen grossen. Es brauchte vor dem Umbau in erster Linie ein wirtschaftliches Gesamtkonzept. Die Theaterbühne ist das beste Beispiel dafür: Sie fördert →

→ die Ausstrahlung des Gastbetriebs, macht den «Hirschen» zum kulturellen Zentrum des Stammertals. Dabei war auch die Denkmalpflege gefordert: Sie musste Verständnis für diese Nutzung entwickeln und dann auch bauliche Konzessionen eingehen. Klar ist: Wäre es nicht möglich gewesen, den Gastbetrieb auszubauen, wäre das Haus für mich und meine Familie mittelfristig nicht mehr tragbar gewesen. Der Gastbetrieb gibt dem Ensemble eine sehr wichtige Zukunft.

Max Dell'Ava: Der Architekt spielt eine wichtige Rolle als Vermittler der Baukultur. Er hat noch vor den ersten Planungsleistungen die Aufgabe, Eigentümer auf die Qualitäten seines Hauses aufmerksam zu machen. Was ist schon da, was könnte ergänzt werden? Wer sich diese Fragen rechtzeitig stellt, kommt gar nicht erst auf die Idee, in ein historisches Haus Lofts einzubauen, nur weil diese heute gefragt sind. Man muss auch nicht alle Reserven sofort ausbauen, das nimmt den Druck von einer potenziellen Übernutzung eines Gebäudes.

Welche Rolle spielt das Stammertal und das «Hirschen»-Ensemble für die Raumplanung des Kantons Zürich?

Wilhelm Natrup: Das Stammertal hat innerhalb des Weinlandes eine hohe eigene Identität. Die Ortsbilder der Gemeinden Ober- und Unterstammheim sowie Waltalingen, die 2017 eine Fusion beschlossen haben, sind herausragende Beispiele der Baukultur. Gemeinden, die über besondere Ortsbilder verfügen, unterstützen wir mit Mitteln aus dem Ortsbildschutz. Wichtig ist die Vielfalt – der Kanton besteht ja nicht nur aus Zürich und Winterthur. Die Ortsbilder im Weinland unterscheiden sich sehr von anderen Regionen, etwa von denjenigen des Oberlandes. Diese Differenz und Vielfalt ist eine Qualität, die es zu pflegen und zu erhalten gilt. Das Amt für Raumentwicklung, das ARE, hat aber über die Kernzonen hinaus keine Eingriffsmöglichkeiten. Es gibt keinen Gesetzesauftrag für eine, sagen wir mal, umfassende städtebauliche Ortsbildentwicklung. Wir können nur beraten. Ich wünschte mir deshalb, dass die Gemeinden dieselbe Verantwortung und Sorgfalt bei Erweiterungen an den Tag legen, mit denen sie ihre Ortsbilder pflegen. Auch Ortserweiterungen sollten kompakt bleiben. An sie müssen ebenso hohe Gestaltungsanforderungen gestellt werden wie in den bestehenden Ortsteilen.

Braucht die Schweiz mehr städtebauliche Denkmalpflege?

Beat Eberschweiler: Die Abteilung Denkmalpflege war vor elf Jahren noch dem Hochbauamt angegliedert. Heute sind wir Teil des ARE, und ich sage mit Überzeugung, dass wir an der richtigen Stelle sind, denn im Amt für Raumentwicklung werden die Weichen für die räumliche Entwicklung des Kantons gestellt. Die Denkmalpflege ist also von Anfang an dabei und muss nicht – wie früher – von einem anderen Amt aus Stellung zu bestimmten Prozessen und Entscheidungen nehmen.

Eine komplizierte Verwaltungsstruktur sorgt dafür, dass ein Besitzer eines Schutzobjektes mit vielen verschiedenen Stellen zu tun hat, wenn er sein Gebäude umbauen will.

Das ist für einen Bauherren nicht gerade attraktiv.

Wilhelm Natrup: Ich gebe zu: Die Verwaltungsorganisation ist für Aussenstehende kaum zu durchblicken, hat aber Konsequenzen für den Eigentümer. Wir haben uns deshalb so organisiert, dass Fritz Wehrli nur einen Ansprechpartner im Amt hatte. Der musste dann die unterschiedlichen Fragen an die verschiedenen Stellen weiterleiten. Diese projektspezifische Organisation auf unserer Seite konnten wir dank der frühen Kontaktaufnahme des Bauherrn gut einrichten.

Vor 32 Jahren haben Sie die Mühle Tiefenbrunnen in Zürich in ein Kultur- und Gewerbezentrum umgenutzt, nun das «Hirschen»-Ensemble. Einmal eine städtische, das andere Mal eine ländliche Brache. Was verbindet die beiden Projekte?

Fritz Wehrli: Das gesamtheitlich gedachte und geplante Projekt sowie die skeptische Haltung meines Umfelds. Viele haben mir damals deutlich abgeraten, in die Mühle Tiefenbrunnen auch noch ein Theater, ein Museum und ein Restaurant einzuplanen. Das sei der Untergang des Projekts, sagten sie. Heute kann ich sagen, dass der Nutzungsmix die Mühle nicht nur attraktiv macht, sondern auch markenbildend wirkt. Deshalb gibt es jetzt auch im «Hirschen» eine Bühne, und sie ist seit ihrer Öffnung fast immer ausgebucht.

Die städtischen Industriebrachen sind mehr oder weniger überbaut oder mindestens verplant. Steigt der Druck jetzt auf ländliche Brachen?

Beat Eberschweiler: Die historischen Industrieliegenschaften, etwa im Zürcher Oberland, sind schon lange ein Thema bei uns. Noch ist allerdings dort der Druck nicht so hoch wie in der Stadt. Ein nächstes grosses Thema wird die künftige Umnutzung von Kirchen und kirchlichen Liegenschaften sein.

Wilhelm Natrup: Auf dem Land gibt es viele historische Industriebauten, die ausserhalb der Dorfkerne stehen. Diese Ausgangslage stellt raumplanerische Fragen, auf die wir noch keine guten Antworten haben. Denn meist kommt nur Wohnen als neue Nutzung infrage. Dazu kommt, dass Eigentümer eines Industriegebäudes, das kein Schutzobjekt ist, oft viel Volumen, aber wenig Mittel haben.

Nochmals zurück zum «Hirschen»: Wo ist der denkmalpflegerische Umgang mit diesem Ensemble vorbildlich?

Fritz Wehrli: Im unternehmerischen Nutzungskonzept, das vor der denkmalpflegerischen Umsetzung stand. Zweitens: In der Abstimmung mit meinen Nachkommen. Wenn ich den «Hirschen» im Alleingang nach nur meinen eigenen Vorstellungen saniert hätte, würde er vielleicht für die nächste Generation mehr Last als Lust.

Beat Eberschweiler: In der kritischen, offenen, transparenten und konstruktiven Zusammenarbeit zwischen Behörden, Bauherr und Architekt. Beide Seiten waren ergebnisoffen. Das Resultat zeigt deshalb viele Gewinner: Die Sanierung bringt dem Unternehmer, dem Dorf, der Denkmalpflege und dem Haus etwas.

Wilhelm Natrup: Wegweisend ist, dass Fritz Wehrli den «Hirschen» nicht nur als Objekt, sondern auch als Ensemble verstanden hat.

Max Dell'Ava: Im Team, das wir schon frühzeitig gebildet haben. Zum Team gehören für mich auch die Unternehmer. Wir haben uns sehr viel Zeit genommen, die einzelnen Firmen auszuwählen. Denn wir waren auf hochwertige Handwerksarbeit angewiesen. Selbstverständlich musste der Preis stimmen, doch nicht der Günstigste bekam den Auftrag. Und weil rund 90 Prozent der Unternehmen aus der Region kamen, konnten sie eine Beziehung zum Objekt aufbauen.

Und was kommt jetzt?

Was macht der emsige Fritz Wehrli, nachdem die Sanierung abgeschlossen ist und er seine Unternehmungen an seine Söhne weitergegeben hat?

Fritz Wehrli: Ich werde mit dem ältesten meiner drei Enkel ein Kinderbuch für die beiden kleineren Enkel zeichnen. Darin geht es natürlich um den «Hirschen». ●



Das Haus Wyttenbach mit den neuen Gästezimmern ist der älteste Bau des Ensembles. In der Scheune (rechts) ist Platz für eine Wäscherei und Personalgarderoben.



Ferien im Baudenkmal: Im Haus Wyttenbach liegen im Erdgeschoss eine Ferienwohnung mit Küche, Stube und Schlafzimmer, daneben der Seminarraum, darüber vier weitere neue Gästezimmer.



1945 erschien eine Pro-Patria-Marke zum «Hirschen». Spätestens damit wurde das Haus zum nationalen Kulturgut.

Eine Haus- und Familiengeschichte

Der imposante Riegelbau von 1684 erzählt die Geschichte der Familie Wehrli. Sie haben Stammheim als Amtmänner, Richter, Landschreiber, Vögte und Müller geprägt.

Text:
Peter Niederhäuser

Als «Bautyp zwischen Herrnsitz und Bauernhaus» nimmt der «Hirschen» in der ländlichen Baukultur eine Sonderstellung ein, schreibt der Kunsthistoriker Richard Zürcher in seinem Buch über die künstlerische Kultur im Kanton Zürich. Die exponierte Lage am Dorfrand von Oberstammheim – gegenüber der nicht weniger markanten ehemaligen Landschreiberei – betont den herrschaftlichen Charakter eines Gebäudes, das spätestens seit dem Erscheinen der Pro-Patria-Marke von 1945 zum nationalen Kulturgut zählt. Unmittelbar vor Erscheinen der Marke gelangte der «Hirschen» nach zahlreichen Besitzerwechseln wieder in die Hände der Erbauerfamilie zurück. Anfang 1943, mitten im Zweiten Weltkrieg, erwarben der Fabrikant Hans Wehrli-Brunner, der Müller Heinrich Wehrli-Nägeli und der Bankier Carl Wehrli-Thielen den geschichtsträchtigen Bau, um ihn vor Verfall und Misswirtschaft zu schützen. Gleichzeitig erhofften sie sich vom Kauf einen stärkeren Zusammenhalt innerhalb der Familie. Die familiäre Identität und das nationale Baudenkmal gehen beim «Hirschen» Hand in Hand, wie ein Rückblick in die Familiengeschichte der Wehrli zeigt.

Heimliche Dorfkönige

«Anno 1684 durch H. Iohanis Werli erbouwen und F. Mareia Magtolena Ezwilerin» – die grammatikalisch etwas eigenartige Inschrift am nördlichen Eckständer des Gebäudes erinnert an Baujahr und Erbauer des «Hirschen». Bereits 1685 wurde er um die Scheune, 1686 um die Trotte mit Schmitte erweitert. Ursprünglich aus dem thurgauischen Nussbaumen stammend, liessen sich die Wehrli in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Zürich nieder und machten bald politische Karriere. Ab 1629 verwalteten Vater und Sohn die Obervogtei Steinegg, zu der auch Stammheim gehörte. Schon vorher heiratete Hans Peter Wehrli Verena Kucher aus Stammheim und wurde Amtmann der Fürstabtei St. Gallen. Sein Nachkomme, der Bauherr des «Hirschen», Hans Wehrli (1643–1718), war bereits in vierter

Generation sanktgallischer Amtmann in Stammheim. Die Familie besetzte diesen Posten von 1599 bis ins 19. Jahrhundert. In erster Linie musste dieser bäuerliche Abgaben und den Zehnt einziehen, sachgemäss lagern und dann verkaufen oder an die Abtei liefern. Dafür bezog er eine anteilmässige Entschädigung, bewohnte das Amtshaus gegenüber dem heutigen «Hirschen» am Hornerweg und erhielt Ländereien zur Selbstversorgung. Die Wehrli hatten zwar das Bürgerrecht von Zürich, lebten aber weitgehend auf dem Land und sicherten sich dort – auch dank ihrem quasi erblichen Amt – Autorität, Einfluss und Einkünfte. Hans Wehrli's Bruder, Hans Georg, übernahm wenig später das Amt eines Landschreibers und konnte in die Landschreiberei schräg gegenüber dem «Hirschen» einziehen. Ein weiterer Bruder, Hans Peter, war Talmüller, was die ungewöhnliche regionale Stellung der Familie um das Jahr 1700 unterstreicht.

Der «Hirschen» als Wehrli-Ensemble

Hans Wehrli wurde nach dem frühen Tod seines Vaters 1666 zum Amtmann gewählt. Ein Vertrag verlangte vom damals 23-jährigen eine genaue und gewissenhafte Amtstätigkeit, Sparsamkeit, Zurückhaltung bei der Bewirtung von Gästen und eine ordentliche Buchführung, ein Hinweis auf die nicht immer ganz einfache Stellung des Amtmannes. Er war dem Fürststab von St. Gallen verpflichtet, sollte aber auch Zürich loyal sein. Er musste mit den abgabepflichtigen Bauern den richtigen Umgangston finden und sah sich vor Ort den Wünschen des Obervogtes von Steinegg verpflichtet, wie auch jenen der dörflichen Gemeinden. Amtmann Wehrli bekleidete zudem hohe militärische Funktionen und war gleichzeitig Dorfrichter. 1682 lebten in seinem Haushalt nicht weniger als sieben Dienstleute – ein Hinweis auf seine ausgedehnten Tätigkeiten. 1695 übergab Hans Wehrli sein sanktgallisches Amt dem ältesten Sohn Johannes und zog sich in den «Hirschen» zurück.

Wollte er mit dem Bau des repräsentativen Riegelhauses ein neues, eigenständiges Standbein aufbauen oder suchte er eine geregelte, etappierte Amtsübergabe an den Sohn und machte diesem so die Wohnung im Amtshaus

frei? Oder hing dieser freiwillige Rücktritt auch mit neuen politischen Möglichkeiten zusammen? Ab 1700 erweiterten nämlich die Wehrli ihren Einfluss mit einem neuen Amt: Der ebenfalls im «Hirschen» lebende jüngere Sohn von Hans Wehrli, Hans Peter, wurde 1716 zum Untervogt gewählt – das höchste Amt, das Bewohnern der Zürcher Landschaft zugänglich war. Als Untervogt stand er zwischen dem Dorf und der Obrigkeit; er vertrat gleichzeitig die Interessen der ländlichen Bevölkerung gegen oben und war die rechte Hand des zürcherischen Obervogts auf Schloss Steinegg. Sein älterer Bruder Johannes erneuerte 1713 das Amtshaus am Hornerweg; dessen gleichnamiger Sohn und Nachfolger baute dann 1741 das angrenzende Haus «zum Irggel», das mit seinem ungewöhnlichen Erker städtische Wohnkultur atmet. Das von auffallend herrschaftlichen Häusern geprägte Umfeld des «Hirschen» mit dem ebenso repräsentativen Brunnen entwickelte sich zu einem eigentlichen Wehrli-Quartier. Eine solche Konzentration dürfte sich in keinem anderen Zürcher Dorf finden.

Ämterkumulation und Macht

1729 wohnten in Stammheim praktisch Haus an Haus sechs Wehrli, im «Hirschen», in der Kanzlei und am Hornerweg. Bis ins 18. Jahrhundert wurden zeitweilig auch die Inhaber der Dorfmühlen von der gleichen Familie betrieben. Zusammen mit dem für Landbewohner höchst exklusiven Bürgerrecht in Zürich gibt diese Ämterkumulation einen deutlichen Hinweis auf die Kehrseiten solcher Verandelungen. Wie keine andere Oberstammheimer Familie übten die Wehrli dörfliche Macht und Willkür aus. Johannes Wehrli etwa spendete den Armen 1718 Geld, sein Sohn hingegen verweigerte als neuer Amtmann 1751 die Austeilung von Fasnachtsbrot an die Dorfkinder, worauf die Gemeinde ihm das Wasser zum Brunnen abstellen wollte. Auf diesen Streit dürfte der Reim zurückgehen, den Pfarrer Alfred Farner in seiner Stammheimer Geschichte wiedergab: «De Amtme mit em tüere Brunne / Hätt de Chinde s'Brot vergunne / Het er de Chinde s'Brot nid vergunne / so het er au kan tüere Brunne!»

Der «Hirschen» selbst war Zentrum eines Gutsbetriebs, über dessen Grössenordnung nicht viel bekannt ist. Ab 1760 wurde der Komplex noch einmal erweitert: Es kamen der Stall, 1777 das Haus Graf zum «Hirschen». Der Sohn des Erbauers, Untervogt Hans Peter Wehrli, und vor allem dessen Sohn Untervogt und Rittmeister Hans Georg interessierten sich für die Landwirtschaft und leiteten im Zeitalter der Aufklärung landwirtschaftliche Reformen ein. 1730 baute Hans Peter den Riegelbau zur heutigen herrschaftlichen Gestalt um, indem er den dreigeschossigen Erker anfügte; sein Sohn liess vermutlich die Türen im Obergeschoss reich bemalen. Das Wappen von Hans Peter findet sich denn auch nicht zufällig in der Erkerstube. Stolz verwies er dabei mit der adligen Helmzier auf den besonderen Rang und mit dem Allianzwapen auf eine standesgemässe Ehe. 1699 hatte er die Schaffhauserin Anna Katharina Stockar geheiratet – erstmals verband sich ein Wehrli mit einer nichtzürcherischen Patrizierfamilie.

Diese ungewöhnliche Machtstellung erodierte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die amtlichen Funktionen wurden immer komplexer, die Zahl der Nachkommen immer grösser, einzelne Vertreter der Familie profitierten von ihrem Bürgerrecht und bauten sich in Zürich eine neue Existenz als Müller, Gastwirte oder Unternehmer auf. So erwarb Johannes Wehrli 1772 eine der Mühlen am Zürcher Mühlensteg; der Betrieb wurde dann 1913 nach Tiefenbrunnen verlegt. Der «Hirschen» in Oberstammheim büsste als traditionsreicher Wohnsitz an Bedeutung ein.

Nachdem Rittmeister Hans Georg Wehrli 1785 gestorben war, verkaufte sein Sohn Hans Konrad, der in der schwierigen Übergangszeit zwischen Ancien Régime und Restauration das sanktgallische Amt Stammheim verwaltete, das Haus am 24. August 1786 um stolze 5200 Gulden an Gastwirt Hans Martin Schenk aus Uhwiesen.

Ein Gasthaus zwischen Tradition und Zukunft

1789 erscheint der «Hirschen» erstmals im Grundbuch, als Schenk ein Darlehen aufnahm und dabei das Haus als Unterpand einsetzte. Neben der «Behausung samt Taferengerechtigkeit, der «Hirschen» genannt», gehörten zum Komplex die Trotte und die Scheune sowie der Stall, ein Baum- und ein Krautgarten, 9 Vierling Ackerland, 6 Vierling Wiesen, 3½ Vierling Reben sowie 10 Vierling Holz – ein Vierling umfasste als der vierte Teil einer Juchart etwa 800 Quadratmeter.

Aus dem repräsentativen Wehrli-Haus war ein Gasthof geworden. Als obrigkeitlich geregeltes und kontrolliertes Monopolgewerbe nahmen Tavernen im Alltag einen besonderen Platz ein. Hier erhielten Reisende warme Verpflegung und Unterkunft, hier fanden Amts- und Gerichtsverhandlungen statt, hier wurden Verträge bei einem Glas Wein abgeschlossen, Feste gefeiert und traf sich die männliche Bevölkerung zum Schlummertrunk. 1805 gab es in Oberstammheim neben den beiden Tavernen des «Hirschen» und «Ochsen» noch zwei Weinschenken.

Die Einführung der Brandassekuranz 1817 erlaubt einen genaueren Blick auf die Häuser. Unter dem Wirtshaus befanden sich zwei Keller, im angebauten Haus Graf lagen ein Saal, Stuben, die Küche, verschiedene Räume, daneben ein Wasch- und Brennhaus mit einer Metzgerei. Ein weiterer Bau war die Trotte, ein anderer die Gast- und Säumerstallungen sowie Heustock und Schweinestall. Zum Komplex gehörten aber auch eine Doppelscheune, ein Wagenschopf sowie ein Garten mit einem Springbrunnen, der vom Abwasser des Dorfbrunnens vor der Landschreiberei gespiesen wurde. Da ein Teil der Gebäude, so die Trotte und die Zehntscheune, von unterschiedlichen Personen genutzt wurde, brauchte es komplizierte, bis weit ins 20. Jahrhundert gültige Regelungen für das Wegrecht und die Zugänglichkeit.

Die Besitzergeschichte des «Hirschen» blieb danach wechselhaft, bis Anfang 1943 die Familie Wehrli das «Hirschen»-Ensemble samt Inventar erwarb: 4 Wirtstische, 4 Tische mit Einsatzplatten, 22 Kirschbaumsessel, 1 grosser antiker Tisch, 6 antike Sessel, 12 Buchensessel, 7 Biedermeister-Polstersessel und 1 Polsterkanapee, 1 Küchenbüffet, 1 elektrischer Kochherd, 2 Küchentische, 1 Kühlschrank, 1 Küchenkasten, 1 Heizungskessel, 1 Waschkessel sowie 1 Auswindmaschine.

Der Kauf erfolgte aus ideellen Motiven, war aber auch der Erinnerung an Ruedi (Hans Rudolf) Wehrli geschuldet, den jüngsten Sohn des Müllers Heinrich Wehrli-Nägeli, der im Alter von 15 Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen war. Kurz vor seinem Tod hatte Ruedi ein Gedicht geschrieben, das mit dem Aufruf endete: «Auf, Wehrli, auf, führ den Hirsch zurück zu seiner Quelle.» Der halb bäuerlich, halb herrschaftliche «Hirschen» blieb eng mit der Familie verknüpft, auch wenn sich diese in der Zwischenzeit längst in Zürich etabliert hatte. Die Wehrli setzten einen Gastwirt ein, der mit mehr oder weniger grossem Erfolg den Geist des Hauses kulinarisch umzusetzen suchte. Nach dem Tod der drei Käufer verzettelten sich die Erbanteile innerhalb der Familie aber immer stärker, bis dann Fritz Wehrli-Schindler 1996 alle Familienanteile übernahm und seither mit seiner Familie «das historische Ensemble mit Zukunft» weiterführt. ●



Auch regionale Küche kann für Überraschungen sorgen: Im «Hirschen» stehen im Winter etwa Kardy und Safran aus dem Stammertal auf der Karte.

«Da, was git»

Gastlichkeit wird im «Hirschen» grossgeschrieben. Einheimische wie auch Besucher aus der Stadt fühlen sich gleichermassen willkommen.

Text:
Paul Imhof

Wirt Mirco Schumacher hat die Fritteuse schon vor Jahren aus der Küche verbannt, «Pommes frites sind un kreativ», sagt er zu diesem Befreiungsschlag, ausserdem stinke das ganze Haus nach Frittieröl. «Man fährt durchs Dorf und riecht schon von Weitem, wo die Beiz ist.» Auf diese Art von Orientierungshilfe verzichtet Schumacher gerne. Allein der Grundsatz, mit Produzenten aus der Nähe zusammenzuarbeiten, bestimmt das Angebot: «Da, was git», lautet seine Maxime. Es gibt nur Stammer und Nussbaumer Tomaten. Schlachttiere wählt er persönlich aus – ausser Reh und Wildsau. Zur Spargelzeit bietet er grünen Spargel an, denn im Stammertal gibt es keine sandigen Böden, in denen der weisse Spargel wächst. Also verzichtet er darauf. Schon vor Jahren sei ihm, während einer Saison in einem Fünf-Sterne-Hotel in den Alpen, klar geworden: «Keine Erdbeeren an Weihnachten, keine Tomaten im Januar. Die schmecken nach nichts.» – «Da ist er sehr strikt», betont seine Frau Petra, die den Hotelbetrieb, den Service und den Weinkeller betreut.

Was muss geboten werden, damit ein Landgasthof wie der «Hirschen» nicht zur Geldvernichtungsstätte wird und damit Gäste sowohl aus der Nähe wie aus der Ferne kommen? Wie lassen sich Städter aus Zürich nach Oberstammheim locken? Was bringt die Dorfbevölkerung

dazu, sich im «Hirschen» blicken zu lassen und zu konsumieren? Das Stichwort heisst Gastlichkeit! Das ist ein einfaches Wort, hinter dem sich neben materiellen Elementen auch viele Gefühle verbergen. Neben der baulichen und gestalterischen Atmosphäre, neben dem historischen Ambiente, dem knarrenden Parkett und den prachtvollen Kachelöfen bestimmen die Leistungen von Küche und Service das Geschäft. Dafür braucht es eine sensible Hand.

Schwierige Wirtesuche

«Die grösste Herausforderung ist die Gastronomie», hält Hauseigentümer Fritz Wehrli fest. Seit den 1970er-Jahren kümmert er sich bereits um den «Hirschen» und war mehrmals mit Problemen konfrontiert, die ihm das komplexe und fragile Verhältnis zwischen Dorf und Gästen aus der Stadt vor Augen führten. «In der Wahrnehmung der Zürcher sind wir hier im Niemandsland», erklärt er, der selbst in der Stadt verwurzelt ist und urbane Befindlichkeiten und Bedürfnisse kennt. Er engagierte vor Jahren einen mit Sternen ausgezeichneten Koch aus Zermatt. Gedacht war dieser Schritt als Statement. Die Winterthurer Tageszeitung «Landbote» berichtete darauf, dieser künftige «Hirschen»-Koch habe für ein Menü am Fusse des Matterhorns zweihundert Franken verlangt. Die Stammer zogen die Brauen hoch und bei einer Handwerkersitzung im «Hirschen» musste sich Wehrli anhören, dass man dann wohl nicht mehr kommen könne. Da zog er Konsequenzen: «Ich musste den Vertrag auflösen.» →



Speisenkarte

Wiener Schnitzel	1.50
Geschnetzeltes Kalbfleisch	1.60
Geschnetzeltes Sawvndfleisch	1.40
Bratwurst	-90
Kutteln mit Käse	1.30
Wienerli mit Kraut	-80
Schüblig mit Kraut	-90
Leber	1.50
Schinken	1.30
Kutteln -90	Fleischkäse 1.-
Schwarzenmagen -70	Salami 1.40

GASTHOF ZUM HIRSCHEN
OBERSTAMMHEIM



KA & 7.60



Ein geschnitzter Türrahmen mit Renaissance-Säulenmotiv führt in die «Hirschenstube» gegenüber der Hauptgaststube.



Abends wird festlich aufgedeckt: Blick von der gediegenen «Hirschenstube» in die «Jägerstube».

→ «Hier möchten wir leben»

Inzwischen sind Mirco und Petra Schumacher seit zehn Jahren das Wirtepaar. Sie hatten sich auf ein Chiffre-Insert beworben. Vier Interessenten lud Fritz Wehrli damals ein und er fragte alle, was sie beim Betreten des Hauses empfunden hätten. Drei sagten: «Oh, das ist ein rechter Aufwand.» Schumachers sagten: «Hier möchten wir leben.» Von Anfang an bemühten sich die beiden um Integration. Fremd war ihnen die Gegend nicht. «Wir sind Thurgauer «Bodenseekinder»», erklärt Schumacher. Er aus Salmsach, Petra aus Scherzingen. Sie hatten sich in Arbon kennengelernt, als sie im gleichen Betrieb arbeiteten.

Das Leben ist aber nicht nur Job, denn wo man sich niederlässt, will man Wurzeln schlagen – vielleicht nicht für alle Ewigkeit, aber doch lange genug, dass der Nachwuchs in trauter Umgebung die Schule besuchen kann. Mirco trat dem Turnverein bei und Petra vertritt den «Hirschen» und die Familie im Gewerbeverein. Fremd fühlten sie sich nie. «Wir sind hier, im Stammertal, fast komplett vom Thurgau eingeschlossen», stellt Petra fest, und Mirco hat in dieser Zürcher Ecke rasch sprachliche Nuancen aufgespürt, die nur Insider erkennen: «Man spricht hier eine Mischung aus Thurgauer und Schaffhauser Dialekt. Aa-lastig.» Statt «zwäi» heisst es «zwa». «Viel Züritütsch ist da nicht drin», stellt er fest. Steht Schumacher neben dem Stammtisch und plaudert mit, wird klar, dass er dazugehört. Mehrmals pro Woche treffen sich in seinem Lokal abends Männer aus dem Dorf. Auch mittags ist der Tisch zwischen Ofen und Theke, wo der Kontakt zur Serviertochter am direktesten ist, regelmässig besetzt.

Der Stammtisch lebt

Seit einigen Jahren wird in der Schweiz der Untergang der Landbeizen beklagt sowie das Verschwinden von Stammtisch, Traditionen und Rezepten. Der «Hirschen» hält dagegen. Während vor mir ein Glas Stammheimer

Schaumwein leise prickelt, eine Assemblage aus Chardonnay und Pinot Noir, unterhält sich eine Fünferunde gegenüber über das ganze Potpourri des täglichen Lebens zwischen Aufstehen und Schlafengehen. Es geht um Arbeit und Feierabend, Fernsehen und Dorfklatsch – im Waadtland heisst der Stammtisch «table des menteurs», Tisch der Flunkerer.

Vegetarier und Veganer kriegen ihr Fett ab. «Der Wehrli isst ja auch kein Fleisch», stellt einer fest. «Doch, aber nur Würste», stellt der Wirt richtig. Die Serviertochter – der glockenklaren «Aas» in ihrer Sprache nach zu schliessen eine Ortsansässige – bringt mir ein Glas Rauschling aus Unterstammheimer Provenienz. Velofahrer Fabian Cancellara tritt kurz auf und schon gehts an den Douro: «Es isch no schö dört une.»

Der Stammtisch allein schafft noch kein Wohlbefinden, aber er ist ein deutliches Symbol für die Verbundenheit zwischen Beiz und Dorf. Dennoch braucht es ein paar Zeichen mehr. Eines ist der Umbau. Er ist ein Bekenntnis zum Ort, zum Ortsbild und zu einer Vergangenheit, die hie und da auch in Schräglage geraten war. Fritz Wehrlis Engagement für das Ensemble geht über das Familienbewusstsein hinaus: «Es zählt auch das intakte Dorf in einer intakten Landschaft», sagt er. Hier lebe ein «unabhängiger und freiheitsliebender Menschenschlag. Die Stammer sind die Walliser vom Kanton Zürich», fasst er das Lebensgefühl zusammen.

Der Rundgang

Bei einem Rundgang zeigt mir der Patron die Gebäude, er führt durch die Räume und erklärt die Seele des Ensembles. Die Gästezimmer im «Hirschen» selbst sind unter Liebhaberinnen und Liebhabern historischer Hotels gefragt – trotz Etendusche und gemeinsam zu nutzender WCs. «Wunderbare Parkettböden, kunstvoll bemalte Renaissancetüren, reich verzierte Kachelöfen und auser-



Der Erker der Gaststube wurde 1730 angebaut. Darin lässt sich heute tafeln wie das Bürger-tum anno dazumal.

lesenes Mobiliar», schwärmt der Schweizer Heimatschutz in seinem Führer «Die schönsten Hotels der Schweiz» und konstatiert: «Der Aufenthalt in den prachtvollen Räumen und Gästezimmern des Haupthauses ist an historischem Erlebniswert kaum zu überbieten.»

Noch ein Geheimtipp sind die sechs neuen Zimmer im Haus Wytttenbach, einem Bauernhaus, das nach dem Tod der Pächter 25 Jahre leer stand. Wo sich der Hühnerstall befand, wurde ein Zimmer eingebaut. Die alte Aussenmauer ist integriert, die runden Steine schimmern unter zart transparenter weisser Farbe. Drinnen im Haus eine entblösste Wand aus horizontal geflochtenen und mit Lehm verklebten Haselruten, weitgehend ein Original aus dem Baujahr 1564. Das Spiel zwischen historischer Substanz, zeitgemässer Technik und Gestaltung ist dezent. Wie eine Reminiszenz an den Geist traditioneller Dorfwirtschaften wirkt das einsame Paar Soldatenstiefel eines Gastes neben der Treppe vor einem Zimmer.

In den Häusern hängt bewusst platzierte Kunst: im Stammhaus historische Bilder aus dem Familienbesitz, aus der «Hirschen»-Geschichte sowie Fotografien von Theo Frey, der im Auftrag des Bundes für die Landi 39 zwölf Schweizer Gemeinden porträtierte, darunter Oberstammheim. Im Haus Wytttenbach die Moderne: Grafiken des ortsansässigen Eugen Del Negro, Holzschnitte von A. R. Penck. Und ein Gemälde von Alexandra Huber.

Die Saison bestimmt die Speisekarte

Die Stammtischgemeinde hat sich verzogen, nur der eine Gast, der später dazugestossen ist, trinkt in Ruhe sein Glas aus. Nach der Steinpilz-Crèmesuppe mit Rosmarin-Focacciastengel, begleitet von Landenberger Blauburgunder aus Unterstammheim, wird Kalbsgeschnetzeltes nach Zürcher Art serviert, ein «Hirschen»-Klassiker, dazu ein Glas Cuvée Barrique, assembliert aus Pinot Noir, Cabernet Sauvignon und Malbec aus Oberstammheim.

Mirco Schumachers Speisekarte richtet sich nach der Saison. Manchmal reichen die Produkte für ein, zwei Wochen, manchmal bloss für ein paar Tage. So hängt das herbstliche Wildangebot vom Jagdglück der heimischen Jäger ab. Wildschwein und Reh vor allem, zubereitet als Wurst oder Hackbraten, Pfeffer, Medaillons, Schnitzel; auf Vorbestellung auch ein Rehrücken im Ofen.

Nun herrscht fast andächtige Stille im «Hirschen». Drei Tische sind an diesem Abend besetzt. Im Erker speist ein Paar, das keine lauten Töne von sich gibt. Die wunderbare Rösti bringt mich auf die Geschichte mit der Fritteuse zurück. Ist die wirklich entsorgt? Geht das in einer Landbeiz? Einfach auf Pommes frites verzichten? Mirco Schumacher lächelt: «Es geht, was die Menus betrifft. Es geht aber nicht, wenn man Leute ausbildet.» Da müssen Lehrpläne eingehalten, gewisse kulinarische und gastronomische Anforderungen erfüllt werden. Dem Lehrplan gehorchend verzichtet er zwei Wochen im Jahr auf sein Anti-Fritten-Credo. Zubereiten und Filettieren von Meeresfisch gehört zur Ausbildung der Kochlehrlinge. Und wenn schon eine Fischwoche, dann auch mit Moules. Und dazu gehören Pommes frites. «Aus hiesigen Kartoffeln selbstverständlich und von Hand geschnitzt.» Vollendet in einer Tischfritteuse. ●

Stift Höfli

Einige Mitarbeitende des «Hirschen» haben eine Grundausbildung im Stift Höfli absolviert oder sind noch in der Ausbildung bei der Institution. Die gemeinnützige Stiftung fördert die berufliche und soziale Integration junger Menschen mit einer leichten Lernschwäche. www.stift-hoeffli.ch



Wohlproportionierter, in Baugeschichte gefasster Aussenraum: Der Hinterhof zwischen «Hirschen» und Stall ist erweitertes Theaterfoyer, Rauchpausenecke, Apéroplatz für Gesellschaften und Zugang zum Garten in einem.



Die Gemeinde finanzierte die Fassadenrenovation mit

Der Gemeindepräsident Martin Farner holte als Bub das Milchgeld im «Hirschen» ab, lernte dort seine Frau kennen und rettete das Haus vor zwei Jahren vor den Flammen.

«Der «Hirschen» – dieser prächtige Riegelbau – ist so etwas wie die Visitenkarte unseres schönen Dorfes. Darum hat Oberstammheim im Rahmen der grossen Sanierung des ganzen Ensembles 30 000 Franken an die Restaurierung der Fassade gezahlt. Wir wollten gezielt Geld einsetzen in das, was man sieht und wovon alle etwas haben. 30 000 Franken waren immerhin vier Steuerprozent. Im Dorf gab es gegen diesen Kredit aber keinen Widerstand. Für alle war klar, dass wir den «Hirschen» als Aushängeschild brauchen. Dass Fritz Wehrli das ganze Ensemble mit der umfassenden Sanierung aus dem langen Dornröschenschlaf wachgeküsst hat, zeigt, wie Ortsbildschutz funktionieren kann, wenn die öffentliche Hand und Private zusammenarbeiten. Wobei natürlich erwähnt werden muss, dass man dieses engagierte Vorgehen von privater Seite nicht von allen Hausbesitzern erwarten kann.

Im «Hirschen» bin ich drei- bis viermal pro Woche. Für Besprechungen eignet sich der Erker in der noblen Wehrli-stube im ersten Stock hervorragend. Am Mittwoch setze ich mich regelmässig an den Stammtisch, an dem sich ehemalige Gemeinderäte, Handwerker und Unternehmer treffen. Als Präsident des Gemeindepräsidentenverbandes lade ich den Vorstand gerne hierher ein. Auch das traditionelle Spargelessen der FDP findet neuerdings im «Hirschen» statt. Dabei stelle ich fest, dass viele aus dem Staunen nicht mehr herauskommen und sich alle wohlfühlen in diesen historischen Räumen oder im Garten. Einige kommen dann wieder nach Oberstammheim. Das «Hirschen»-Ensemble mit Restaurant, Hotel, Banketträumen und der «Hirschenbühne» hat sich zum kulturellen Hotspot zwischen Rheinfalld und Stein am Rhein gemauert.

Als Gemeindepräsident versuche ich, für unkomplizierte Lösungen Hand zu bieten. Zum Beispiel bei den Parkplätzen. Vor dem Haus gibt es zu wenig Platz, darum stellt die Gemeinde den Werkplatz zur Verfügung, und die Parkplätze vor dem Volg können nach Ladenschluss und am Sonntag von «Hirschen»-Gästen benutzt werden. Auf dem Land sind pragmatische Lösungen gefragt.

Persönlich bedeutet mir der «Hirschen» viel. Ich bin auf dem Bauernhof am Ostaussgang des Dorfes aufgewachsen und bin schon auf dem Schulweg täglich am «Hirschen» vorbeigekommen. Wenn mein Vater keine Zeit hatte, musste ich das Milchgeld abholen, das der Genossenschaftsverwalter im «Hirschen» auszahlte. Mit den 8000 Franken schickte man mich dann schnurstracks nach Hause, während die Bauern sich ein Glas Wein gön-

ten. Damals lieferten in Oberstammheim zwanzig Bauern Milch ab, heute sind es noch zwei. Und ja: Im «Hirschen» habe ich vor 25 Jahren meine Frau kennengelernt. Wir wohnen am Hang Richtung Gallus-Kapelle, sodass wir den «Hirschen» immer im Blick haben. Als vor zwei Jahren Flammen aus dem Kamin hochschossen, konnten wir sofort Alarm schlagen. Der Kaminbrand wurde rasch gelöscht, ohne dass die Gäste etwas merkten.»

Aufgezeichnet: Karin Salm, Foto: Marion Nitsch



Gemeindepräsident Martin Farner:
«Am Mittwoch setze ich mich regelmässig an den Stammtisch.»



Gastgeber Mirco und Petra Schumacher: «Für ein Restaurant auf dem Land ist die Auslastung das A und O.»

Mehr Raum für Tisch und Bett

Petra und Mirco Schumacher führen den «Hirschen» seit zehn Jahren. Statt Wellness und Fitness gibt es bei ihnen Kardy und Safran.

«Wir waren von Anfang an in die Sanierung und den Ausbau des «Hirschen»-Ensembles einbezogen. Fritz Wehrli, der sich als Eigentümer Gedanken machte, wie es mit all den Häusern und dem Gasthof weitergehen könnte, hat uns aufgefordert, unsere Visionen und Szenarien zu skizzieren. Das war als Brainstorming gedacht. Auf unserer Wunschliste standen neben einer Vergrösserung und der dringend notwendigen Erweiterung der Küche, einem Bankettsaal und zusätzlichen Hotelzimmern auch eine Tiefgarage und ein Wellness-Bereich mit Fitnessstudio.

Natürlich gingen wir davon aus, dass nicht alles realisiert würde. Aber für uns bedeutet die Sanierung und der Umbau des Ensembles immerhin eine Verdoppelung der Restaurantplätze und der Hotelzimmer. Das ist eine grossartige Herausforderung. Endlich können wir neben dem Restaurant im alten Gasthaus auch einen Bankettsaal in der «Hirschenbühne» und komfortable Hotelzimmer mit Dusche und Bad anbieten. Viele Gäste, vor allem Geschäftsleute, hatten Mühe mit den historischen Zimmern und der Etagedusche.

Als wir vor zehn Jahren hier in Oberstammheim angingen, sagten viele: «Wir gehen sicher nicht in den «Hirschen», das ist uns viel zu teuer.» Das Restaurant war einmal ein Feinschmeckerlokal und dieses Vorurteil hielt

lange. Das wollten wir ändern. Darum finden Sie auf unserer Karte sowohl eine Bratwurst mit Rösti für 18 Franken als auch ein Rindsfilet für 50 Franken. Das ist zwar ein Spagat, aber das Konzept geht auf.

Für ein Restaurant auf dem Land ist die Auslastung das A und O. Für uns ist es längerfristig besser, wenn viele etwas Kleineres konsumieren, als wenn wenige einmal gross dinieren. Wir wissen auch, wie wichtig für einen Landgasthof die Vereine im Dorf sind. Darum haben wir gleich am Anfang sämtlichen Vereinen ein Gratisplättli und Getränk angeboten. Jetzt kommen viele nach einer Probe oder nach dem Training. Das freut uns. Der «Hirschen» gehört ja auch zu den Stammern.

In der Küche versuchen wir, kreativ mit saisonalen und regionalen Produkten zu arbeiten. Da ist es mit Gemüsebauern zu wirklich schönen Kooperationen gekommen. Seit vier Jahren baut einer für uns Safran an. Wir kaufen ihm die ganze Ernte ab. Dieses Jahr waren es bereits zweihundert Gramm. Wir haben ihn ausserdem dazu angeregt, Genfer Kardy, ein Distelgemüse, anzubauen. Dem Bauern kommt das entgegen, und wir haben eine veritable Spezialität auf der Karte. Das ist doch eine Supersache: Stammer Safran und Stammer Kardy! Wir schätzen diese regionale Vielfalt.» Aufgezeichnet: Karin Salm, Foto: Marion Nitsch



Stammgast Erika Engeler: «Kein exotischer Schnickschnack, dafür kulinarische Einfälle.»

Kein Museum, sondern ein funktionstüchtiges Ensemble

Erika Engeler ist seit sechs Jahren Stammgast im «Hirschen». Sie schätzt die Küche und wundert sich, dass die Thurgauer kaum hierher fahren.

«Mein Partner und ich schätzen gemütliche Restaurants und gutes Essen. Leider geben sich manche gehobene Landgasthöfe nobel, das Personal wirkt steif, und auf den Tisch kommen oft grosse Teller mit optisch schönen, aber knappen Portionen. An solchen Orten fühlen wir uns nicht wirklich wohl. Als wir vor sechs Jahren zum ersten Mal im «Hirschen» in Oberstammheim einkehrten, erwies sich dieser als Entdeckung. Da fühlt man sich als Gast sofort willkommen, in der Gaststube ist die Wirtin ganz ohne Chefin-Allüren mit ihren Angestellten am Wirken, und die Speisekarte bietet fantastische Überraschungen. Mit Neugier und Vergnügen lese ich jeweils die Mittagskarte und staune, wie ungekünstelt und trotzdem virtuos Mirco Schumacher regionale und saisonale Produkte kombiniert. Kein exotischer Schnickschnack, dafür kulinarische Einfälle. Und all dies zu moderaten Preisen. Ein Mittagsmenü dieser Qualität für 21 bis 25 Franken ist nicht leicht zu finden. Darum ist vermutlich auch das Publikum hier so kunterbunt. Ausflügler, Handwerker, Geschäftsleute in einer historischen Gaststube – das schafft eine ungezwungene Atmosphäre.

Seither kommen wir fast jede Woche von Frauenfeld nach Oberstammheim und geniessen das Essen in der behaglichen Gaststube oder im Garten. Mit dem Auto sind wir von zu Hause aus in knapp zwanzig Minuten beim Restaurant. Ich kann es mir übrigens nicht erklären, warum ich hier im zürcherischen Oberstammheim kaum Gäste

aus Frauenfeld antreffe. Es ist ein Phänomen: Die Welt scheint für viele Frauenfelder bei der Kantonsgrenze in Nussbaumen aufzuhören. In der «Thurgauer Zeitung» war auch gar nichts über die umfangreiche und Aufsehen erregende Sanierung des «Hirschen»-Ensembles zu lesen. Das hat mich enttäuscht. Darum habe ich der Redaktion geschrieben und auf die Eröffnung aufmerksam gemacht. Tatsächlich erschien dann ein Hinweis. Allerdings nur ein winziger. Aber immerhin!

Ich bin im Kanton Thurgau, in Berlingen am Untersee, aufgewachsen, wurde Lehrerin und habe mit meiner Familie lange in Hüttwilen gelebt. Darum bin ich mit dem Seebachtal, das an das Stammertal anschliesst, sehr verbunden. Mein Partner stammt vom Zürichsee. Als Heimwehzürcher hat er die Stiftung «Hirschen»-Ensemble finanziell unterstützt. Darum wurden wir mit vielen andern Sponsoren regelmässig über die laufenden Sanierungsarbeiten informiert und zu Führungen eingeladen. So haben wir die Erneuerung der baufälligen Häuser miterlebt. Mich fasziniert diese Verbindung von historischer Bausubstanz mit moderner Technik und Kunst. Es freut mich, dass der Künstler Eugen Del Negro, der ja seit Jahrzehnten in Oberstammheim wohnt und arbeitet, mit seinen Werken im renovierten Gästehaus so präsent ist. Das heisst: Es ist kein Museum entstanden, sondern ein funktionstüchtiges Ensemble voller Leben.»

Aufgezeichnet: Karin Salm, Foto: Marion Nitsch

Kleinkunst auf Kleinstbühne

Simon Gisler programmiert als Theaterleiter die zwei auf vier Meter grosse «Hirschenbühne». Die Stammheimer sind sein Stammpublikum.

«Als Fritz Wehrli mich anfragte, das Programm der «Hirschenbühne» zu kuratieren, brauchte ich etwas Bedenkzeit. Die Bühne ist mit zwei auf vier Metern sehr klein, ausserdem leite ich bereits die «Alte Fabrik» in Flaach und das Nordart-Theaterfestival in Stein am Rhein. Ich musste also prüfen, ob ich die anderen beiden Veranstaltungsorte nicht konkurrenzieren und ob sich auf dieser Kleinstbühne etwas Gescheites machen lässt. Nach ein, zwei Tagen war für mich der Fall dann klar und mein Ja zur «Hirschenbühne» kräftig und beherzt.

Warum? Zum einen ist der ehemalige Stall ein wunderbares Gebäude mit einer tollen Atmosphäre. Wenn das Licht durch die Ziegelwand in den Raum fällt, ist das schlicht traumhaft. Dann hat der Raum auch eine Hammerakustik. Zum ändern fühlt man sich hier ganz einfach willkommen. Das hat mit der Architektur, mit den alten, geschichtsträchtigen Häusern, dem ganzen Ensemble und der Hofsituation zu tun. Aber auch mit der Herzlichkeit des Wirtspaares Petra und Mirco Schumacher und ihres Personals. Wer ins «Hirschen»-Ensemble kommt, betritt eine besondere, eigenständige Welt.

Solche Orte mit viel Atmosphäre sind für viele Künstlerinnen und Künstler wichtig. Unorte gibt es schliesslich mehr als genug! Darum kam ich zum Schluss, dass es vermutlich kein Problem sein wird, einmal pro Monat gute Künstlerinnen und Künstler zu engagieren und dabei die Synergien aus meiner Tätigkeit in Flaach und Stein am Rhein zu nutzen.

Bis anhin ist das Konzept aufgegangen. Bis auf eine Veranstaltung waren alle Anlässe ausverkauft. Einzelne Programme hätten wir gut und gerne zweimal zeigen können. Wir werden wahrscheinlich schon in der nächsten Saison Doppelveranstaltungen machen.

Die meisten Theaterbesucherinnen und -besucher essen vorher hier. Mirco Schumacher kreiert für jede Aufführung einen speziellen Theaterteller, der sich auf das Stück oder die Künstler bezieht. Als Knuth & Tucek mit ihrem Hexenprogramm hier waren, gabs einen vegetarischen Hexeneintopf, weil Schumacher wusste, dass die Künstlerinnen Vegetarierinnen sind. Beim Berner Kabarettisten Bänz Friedli präparierte er eine Berner Platte. Das sind zwar Kleinigkeiten, sie sind aber unglaublich wichtig und ein Beweis von Sorgfalt und Umsicht.

Ich beobachte, dass dies sowohl die Künstler wie die Gäste wahrnehmen. Vielleicht hat sich darum schon ein richtiges Stammpublikum gebildet. Viele kennen wir mit Namen, sind mit ihnen per Du. Es ist sehr familiär. Der Grossteil des Publikums stammt aus der Region. Aber es kommen immer wieder Leute aus Winterthur und Zürich.

Ob die Idee mit einem Kleinstkunst-Programm hier im Stammertal auf die Länge aufgeht, kann ich in der Startphase noch nicht sagen. Aber mein Bauchgefühl sagt, das könnte gut kommen. Ich vergleiche diese Kulturarbeit in der Region immer mit der Arbeit eines Gärtners: Der Samen ist gesät und das Pflänzlein ist gewachsen. Jetzt müssen wir es hegen und pflegen und dafür sorgen, dass es gedeiht.» Aufgezeichnet: Karin Salm, Foto: Marion Nitsch ●



Theaterleiter Simon Gisler: «Wenn das Licht durch die Ziegelwand in den Raum fällt, ist das schlicht traumhaft.»

Finanzierung

Stiftung Hirschen-Ensemble

Die Stiftung bezweckt den Erhalt und die Bewahrung des historischen «Hirschen»-Ensembles in Oberstammheim als für die Öffentlichkeit zugängliches Baudenkmal von nationaler Bedeutung. Dem Stiftungsrat gehören an: Andreas Bertsch, Rechtsanwalt, Zürich (Präsident); Martin Farner, Gemeindepräsident, Oberstammheim; Eduard Müller, Präsident ICOMOS Suisse (2008 bis 2015), Seelisberg; Peter Niederhäuser, Historiker, Winterthur.
www.hirschen-ensemble.ch

Fondation des Fondateurs

Die Stiftung Hirschen-Ensemble wurde unter dem Dach der steuerbefreiten Fondation des Fondateurs gegründet. Diese ist die führende Dachstiftung in der Schweiz zur Förderung von gemeinnützigen Projekten im In- und Ausland. Sie arbeitet unabhängig von Finanzdienstleistern und ist politisch, weltanschaulich sowie konfessionell neutral.
www.fondateurs.ch

Das Projekt Hirschen-Ensemble wurde ideell unterstützt durch:

- Bundesamt für Kultur
- Schweizer Heimatschutz
- ICOMOS Suisse
- Pro Weinland

Finanzielle Beiträge an das Projekt haben geleistet:

- Öffentliche Hand:
- Baudirektion Kanton Zürich, Amt für Raumentwicklung (Denkmalpflegefonds)
 - Gemeinde Oberstammheim
- Stiftungen:
- Vontobel-Stiftung
 - Goethe-Stiftung für Kultur und Wissenschaft
 - Werner H. Spross-Stiftung
 - Wolferrmann-Nägeli-Stiftung
 - Pro Arte Domus
 - UBS Kulturstiftung
 - Stiftung Claire und Ernst Wegmann-Hanhart
 - Isabel und Balz Baechi-Stiftung
 - Sophie und Karl Binding-Stiftung
 - Pro Patria
 - Post CH
 - Dr. Adolf Streuli-Stiftung
 - Dietrich Schindler-Stiftung
 - Stiftung Symphysis
 - Grütli-Stiftung
 - Markus Oettli-Stiftung für Umweltschutz und Denkmalpflege
- sowie weitere private Stiftungen und zahlreiche private Gönner

Den Aufbau der Hirschenbühne Stammheim haben finanziell unterstützt:

- Lotteriefonds Kanton Zürich
- Georg und Bertha Schwyzer-Winiker-Stiftung
- Fachstelle Kultur Kanton Zürich
- Gemeinde Oberstammheim
- Gemeinnützige Gesellschaft Kanton Zürich
- Gemeinde Unterstammheim sowie eine weitere private Stiftung

Am Projekt Beteiligte

Bauherrschaft: Familie Fritz Wehrli-Schindler, vertreten durch Fritz Wehrli
Architektur: Max Dell'Ava, d/a/x Atelier für Architektur, Zürich
Amt für Raumentwicklung (ARE): Wilhelm Natrup, Kantonsplaner, Zürich
ARE, Denkmalpflege Kanton Zürich: Beat Eberschweiler, Leiter Archäologie und Denkmalpflege, Dübendorf; Roger Strub, Ressortleiter Bauberatung, stv. Leiter Archäologie und Denkmalpflege; Roland Böhmer, stv. Ressortleiter Dokumentation; Christian Muntwyler, Bauberater Nord



Der Seminarraum im Haus Wyttenbach macht das Hotel auch zum Arbeits- und Denkort.



Im ehemaligen Stall steht heute ein langer Tisch. Er wird für Bankette, Sitzungen und auch Seminare genutzt.



Die Kraft des Ensembles

Der «Hirschen» in Oberstammheim im Zürcher Weinland ist seit 1786 ein Gastbetrieb. Das denkmalgeschützte Ensemble besteht aus sechs historischen Gebäuden. Im Zentrum steht ein prachtvoller Riegelbau aus dem Jahr 1684. Nun haben Nachfahren der Erbauer die Häusergruppe restauriert, saniert und in einen zeitgemässen Gastbetrieb um- und ausgebaut. Sie verstehen den «Hirschen» nicht als Einzelobjekt, sondern als Ensemble. Entstanden ist ein Ort, der die Bau- und die Familiengeschichte sichtbar und lebendig macht. Die Bausubstanz im geschützten Ortsbild ist dank denkmalpflegerischer Sorgfalt, zurückhaltender Architektur und neuer Nutzungen fit für die nächsten Generationen.

www.hirschenstammheim.ch

ULRICO HOEPLI-STIFTUNG, ZÜRICH

GOETHE-STIFTUNG
FÜR KUNST UND WISSENSCHAFT
ZÜRICH


SwissLife
Stiftung Perspektiven


Stiftung
Hirschen-
Ensemble

 Sophie und Karl
Binding Stiftung

 oberstammheim

Leihkasse Stammheim
Martin Farner, Gemeindepräsident, Oberstammheim
d/a/x Atelier für Architektur, Zürich